

Bekenntnisse des Hochkraxlers Kurt Dattinger

Eine szenische Kantate.

Vorsatz

Indem der Dattinger die Tastatur ergreift, um in der Zerrissenheit des Alltags, gesund übrigens, aber müde, sehr müde, indem er sich also dazu anschickt, seine Geständnisse in heiterem Tonfall demjenigen anzuvertrauen, der sie zu lesen bereit ist, beschleicht ihn sogleich ein Bedenken.

Es ist dies der Zweifel darüber, ob er seinem Unternehmen nach literarischen Kräften überhaupt gewachsen sei. Denn lange, nicht wenige Jahre, hat der Dattinger nun schon geschwiegen. Nicht vorsätzlich, sondern mangels Vermögens. Nichts hatte er zu sagen. Und das will etwas heißen, wenn man die Lust des Dattingers zu quasselnder Äußerung bedenkt! Nun, das Schweigen des Dattingers mochte für den einen oder andern eine Wohltat gewesen sein. Da gibt er sich keinen Fehlvorstellungen hin, der Dattinger. Für ihn selber aber, diesen um Mitteilung Ringenden, hatte die Stille doch etwas von einem Verstummen. Aus Qual? Nein, das wäre ein zu großes Wort. Aber aus Abnutzung der Kräfte und banger Frage danach, ob, was der Dattinger in der Zeit über seine sogenannten **Abenteuer im Geist und im Fleisch** von sich gab, je eine allgemeinere Gültigkeit besaß und irgendjemanden erreichte.

Da aber das Wenige, das der Dattinger heute doch noch mitzuteilen versuchen wird, sich aus seinen eigensten Lüsten, Irrtümern, Leidenschaften und Sünden zusammensetzt, er seinen Stoff also vollkommen beherrscht, fasst der Dattinger denn doch den Mut dazu, mit dem begonnenen Schreiben fortzufahren. Es wird schon halb und halb gelingen.

Es will der Dattinger aber versichert (und zugleich davor gewarnt) haben, dass er dazu entschlossen ist, bei den nun nachfolgenden, szenischen Gesängen mit dem rücksichtslosesten Freimut vorzugehen und weder den Vorwurf der Eitelkeit, noch den der Schamlosigkeit zu scheuen. Welcher moralische Wert und Sinn wäre denn auch einer Schrift zuzusprechen, die unter dem Titel von „Bekenntnissen“ mit einem anderen Vorsatz als demjenigen der vollkommenen Wahrhaftigkeit abgefasst wäre?

Also fangen wir an.

*

Erste Szene

(Zeit der Handlung: März 2014)

Die Beleuchtung in unserem kleinen Theaterkasten wird hergestellt. Und wo findet sich der Zuschauer wieder? Er findet sich in einem Sanatorium. Weiß und verwinkelt liegt dessen Hauptgebäude inmitten gründerzeitlicher Villen, in die sich Perlen spätstalinistischer Baukunst ergötzlich einfügen, und über seinem Flachdach ragt, massig und grau zerklüftet, das Gebäude der chirurgischen Abteilung des städtischen Krankenhauses himmelan.

In einer der vielen und, wie der Prospekt des Hauses seine Hospitantinnen und deren Angehörige so überaus beruhigend informiert, „mit allen Errungenschaften der modernen Geburtshilfe ausgestattet“ Räumlichkeiten sieht der Zuschauer nun einen Mann. Nicht ist der jung, aber auch nicht alt, nicht gemein, aber auch in keiner Weise hervorragend. Eine Person wie jede andere auch.

Wie sollen wir diesen Mann nennen? Wir stöbern in unserem Wortschatz und finden nichts regelrecht Passendes. Nennen wir ihn daher, in Ermangelung eines treffenderen Begriffs, schlicht „den

Erdenkloß“. Denn aus Erde ist er erschaffen, und zu Erde wird er zerfallen. Und nur auf Zeit hat ihm jemand Odem eingehaucht und lebendige Seele gegeben.

Was aber tut der Erdenkloß in unserer ersten Szene? Er beugt sich, sehr zärtlich übrigens, zu einem neugeborenen Kindlein nieder. Es ist ein kleines Mädchen, das aus kaum sehkräftigen Äugelein dem Schemen des Erdenkloßes entgegenblinzelt.

Reichlich ungeschickt sucht dabei der Erdenkloß, das kleine Menschlein im Arm zu bergen. Aber es ist sichtlich Empfindung in seinem Tun. Dürfen wir also vermuten, dass das Kind Fleisch von unseres Erdenkloßes Fleisch, dass es also sein Mädchen, seine Tochter sei?



Ja, wir dürfen.

Wenige Tage ist es zu diesem Zeitpunkt her, dass man dem Erdenkloß das niedliche Geschöpf erstmals auf die Brust zur Wärmung legte. Nach den beinahe zehn Monden im Schoß der Mutter sollte das Kindlein da also erstmals auch das Herz des Vaters schlagen hören, dies strenge, von heimlichen und unheimlichen Zumutungen getriebene, oft gebrochene, oft erhobene, unbeirrt aber seinen Dienst versehende Herz.

Kaum aber war, während die Mutter im Kreißsaal noch ärztliche Versorgung empfangt, dem Erdenkloß das kleine Wesen durch diese Brustlegung zum Schutz befohlen, kaum hatten die tüchtigen Geburtshelferinnen ihn mit dem duftenden und sanft atmenden Zwerglein zu zweien gelassen, da war es um die Fassung des Erdenkloßes geschehen. Wie peinlich. Träne folgte Tränen. Sein strenges Herz, es fühlte sich mild und weich.

Naturgemäß war auch der Erdenkloß gespannt gewesen darauf, was da kommen würde. Welcher Mann wäre das nicht, nachdem er die Nachricht empfangen, dass die Frau, der er ganz gehört, dass die Gefährtin seines Lebens ein gemeinsames Kind im schirmenden Schoß trage? Erstaunlich nüchtern, ja humoristisch aber hatte er dann doch die Niederkunft erwartet und begleitet. Dass freilich von der ersten Fühlung mit der winzigen Glücksbotin eine derart übermannende Kraft auf ihn ausgehen würde, dessen hatte sich unser Erdenkloß, trotz Vorwarnungen von vielen Seiten, nicht versehen, der naive Trottel. Und so musste er jetzt eben viel weinen wegen der Schwere des Glücks und der Größe des Wunders. Er musste vergießen das klare Nass, so reichlich fließend überall in der Welt und zu jeder Stunde, dass man das Tal der Erden poetisch nach ihm benannt hat, dies alkalisch-salzige Drüsenprodukt, das die Nervenerschütterung durchdringenden Schmerzes ebenso wie die großer Rührung unserem Körper entpresst.

Der Erdenkloß hatte sich also - um die Dinge nun endlich beim Namen zu nennen! - von Stunde an in seine Tochter verliebt! „*Unsterblich verliebt!*“, wie es der Erdenkloß wortwörtlich gegen umstehendes Sanatoriumspersonal und gegen alle ausdrückte, die es wissen wollten (oder auch nicht). - Wir sind dazu versucht, diesen Ausdruck privater Leidenschaftlichkeit aus erzählerischer Hygiene abzulehnen. Denn ohne Schwierigkeit ließe sich ein Standpunkt einnehmen, von dem aus besehen er als schlimmer Kitsch zu gelten hätte. Wir widerstehen der Versuchung zu diesem bösen Standpunkt aber und nehmen ihn nicht ein (oder verlassen ihn jedenfalls sogleich wieder, nachdem wir ihn für einen Moment eingenommen). Vielmehr wollen wir unserem Erdenkloß diese Gefühlsstärke ausnahmsweise durchgehen lassen. Denn Tatsache ist, und so viel können wir von unserem Regiestuhl aus sachlich berichten, dass unser Erdenkloß für seine Tochter eben eine große Liebe fasste, die Vaterliebe schlechthin, wie sie im Buch des Lebens steht. So verhielten sich die Dinge. So schön begab es sich.

*

Die Szene verdunkelt sich. Verhaltener Applaus. Zartere Seelen unter den Zuschauern tupfen verstohlen ihre Lider. Die überwiegende Zahl des Publikums indes kann einige Abwehr nicht in sich zum Schweigen bringen. Huch, das ging ja haarscharf an der Schmonzette vorbei! Aber seht, während die einen im Zuschauerraum noch an der Wiederherstellung ihres Make-ups arbeiten und die anderen noch mäkeln, tut eine neue Szene sich schon auf!

*

Zweite Szene

(Zeit der Handlung: jüngere Gegenwart)

Der Planet, dem unser Erdenkloß den Namen verdankt, hat die Bahn um sein Gestirn ein weiteres Mal vollendet seit den Begebenheiten der ersten Szene. Wir sehen uns sogleich neugierig nach dem Kinde um. Da ist es ja! Mit seinem noch schütterten Haupthaar, das in unschuldiger Wirrnis sein Köpfchen beflaumt, erhebt es sichtlich die Herzen der Seinen. Das war aber auch höchste Zeit! Ja, der kleine Engel brachte den Mitgliedern seiner Blutsgemeinde samt und sonders frohe Botschaft. Von den Eltern erst gar nicht zu reden, umstehen beide Oheime das zu ihnen aufblickende Kind in hellem Entzücken, vor Freude lachend, und können sich kaum satt sehen an dem Quietschvergnügen ihrer Nichte. Die Großeltern finden sich, ein jeder auf seine Weise, in einem späten, unverhofften Lebensglück. Auch der diabetische Großvater. Ja, auch er, der ansonsten eine kleine Neigung dazu hätte, unter immerwährendem Murren seine Pension zu verzehren. Auch ihm brachte das Kind wie eine Sendbotin von denen, die da droben wandeln im Licht, ein wenig Kraft dazu, dem Tode geringere Herrschaft über seine Gedanken einzuräumen.

„*Welch Schwärmerei!*“, wird man sagen. Und in der Tat: Schon blickt das Publikum scheel nach dem Regisseur, der ihm solches zumutet. Aber dieser versetzt zurecht: Meine Herrschaften, mit Verlaub!

Ich sitze doch nur in meinem Regiestuhl und lasse, weit davon entfernt, die Verantwortung für dieses Schauspiel zu übernehmen, diese eigenwilligen Figuren gewähren!

Und in welchem Zustande finden wir in diesem Idyll unseren Erdenkloß selbst vor? Insgeheim hoffen wir doch, dass wenigstens die „*unsterbliche Liebe*“ unseres Erdenkloßes zu seiner Tochter zu einiger, erzieherisch gesunder Ernüchterung gelangt sei! Es hat doch wohl hoffentlich eine feste, mit sich selbst strengere Zuneigung jene überschwelgende Vernarrtheit abgelöst, deren Zeugen wir werden mussten!

Oh weh! Wir fürchten, unsere Hoffnung ist betrogen. Denn wir finden den Mann immer noch in - wie sollen wir sagen? - gesteigertem Zustande vor. Wir sehen ihn seine Tochter unentwegt mit neuen Kosenamen bedenken. Wir hören ihn zu ihr reden in einem flötenden Tonfall, der jeder Männlichkeit spottet. Und ihr begrüßender Blick und ihr krabbelnd willkommen heißendes „*Pawa!*“, wenn er abends von seiner Tagesfron heimkehrt, sind unseres Erdenkloßes haltloses Glück.

Ja, es leidet keinen Zweifel: Diese Vernarrtheit steht immer noch in vollem Flor. Und es braucht keine geschulte Pädagogennase, um hier Gefahr zu wittern: die Gefahr der Verhätschelung des Menschenkinds. So ist es nun hoch an der Zeit, dass wir endlich mit strikter Regieanweisung korrigierend in dies Schauspiel eingreifen: „*Bedecke Deine Blöße, Erdenkloß!!!*“ wollen wir unserem Protagonisten auf der Bühne zurufen und setzen schon unser Sprachrohr dazu an, ... nur um es sogleich wieder sinken zu lassen. Denn da fasst das Kindlein erstmals auch uns ins Auge. Es blickt uns an. Und entwaffnet bleiben wir stumm.



*

Dritte Szene

(Zeit der Handlung: jüngste Gegenwart)

Was aber müssen wir da sehen? Unser Erdenkloß packt im großen Stil, erfasst seinen Tross und bucht weitläufige Verkehrsmittel. Was bitte wird denn das nun?

Es wird eine Reise. Eine lange und weite Reise. Und eine sehr hohe. Eine Reise zu dem Berg **Everest**. Der Erdenkloß möchte ihn zu besteigen versuchen. Zum andern Mal.

Vier Jahre sind verstrichen, seit unser Erdenkloß die vollkommen selbe Reise schon einmal antrat. Damals, im Jahre 2011, hatte der Berg dem Vorwitz des Erdenkloßes freilich nichts als eisige Ablehnung

entgegen gebracht. Vier Jahre. Das wäre, der rein zeitlichen Ausdehnung nach, beileibe kein unüberblickbarer Äon. Und doch könnte jener erste Besuch des Everest für den Erdenkloß nicht vergangener, nicht verflossener, nicht historischer sein. Die damalige Reise liegt also viel weiter hinter ihm, als es die paar Jährchen ausmachen. Die hochgradige Verflossenheit jener ersten Reise rührt also nicht vom puren Zeitverlauf her, wohl aber von dem die Zeiten so gründlich wendenden Ereignis, dem die Handlung unseres kleinen Puppentheaters bislang gehörte: **Katharina**, die Elfen-Prinzessin war gekommen und hat unseres Erdenkloßes Leben und Bewusstsein tiefer von der Vorzeit seines Freibeutertums des Geists und Fleisches entfernt, als es eine zeitliche Ewigkeit könnte.

Und trotzdem reist der Erdenkloß?!? Ja, und diesmal gar allein! Kein Freund begleitet ihn mehr. Zerstoßen ist das freundliche Gedränge, das mit ihm unlängst noch gemeinsam abenteuerter. Selbst der **Josef Uitz**, das hier so viel besungene Vorbild, obliegt vorderhand bürgerlich ehrbareren Pflichten.

Aber warum tut der Erdenkloß das, warum verlässt er sein verehrtes Weib und sein närrisch geliebtes Kind? So fragen wir uns, ratlos im Regiestuhl sitzend und nicht weniger überrascht als das Publikum von dieser Geschehenswende, nach der wir im Drehbuch vergeblich suchen.

Da dringt unversehens leise Rede zu unserem Ohr. Wir blicken angestrongter auf die unterdessen verdunkelte Bühne und sehen unseren Erdenkloß am Bett seines Weibes und seines Kindes sitzen. Es ist spät nachts, und die Beiden ruhen sanft. Umschlungen von mütterlichen Armen träumt das Kind schicksallos, wie das schlafende Säuglinge wohl tun. Er aber, der Erdenkloß, spricht zu ihnen. Er erzählt ihnen eine Geschichte. Still! Wir wollen sie auch belauschen, diese Geschichte in unserer Geschichte!

*

„Es saß ein Hirte am Straßenrand bei Tingri, einer kleinen, hässlichen Ansiedlung in Tibet nördlich des Everest, wo buchstäblich mehr tollwütige Hunde leben als Menschen.“



Mit gegerbter Haut saß dieser Hirte im Staub und bewachte eine kleine, dürre Haufe Viehs, die nach dem wenigen Gras suchte, das die trockene Erde offenbar doch hervorbrachte. Am Horizont sah ich, nicht sonderlich imposant übrigens, einen Berggipfel über einer Kette von Erhebungen hervorschauen.



Nebelschweife schienen sich über den Gipfelgrat hinzuziehen. Nichts Ungewöhnliches auf ersten Blick. Die Silhouette des Gipfels und des Grats ähnelte aber derjenigen, die ich von Lichtbildern des Bergs Everest kannte. Ich hielt inne und dachte: Wenn dies also der Everest wäre, dann sähe ich den zwei Kilometer langen Nordostgrat und, was ich bloß für Nebelschweife halte, wären in Wahrheit gewaltige Schneefahnen, deren jede gut und gerne einige hundert Meter lang ist. Ich wäre dann Zeuge einer Erscheinung, die man so nur am Everest beobachten kann. Denn der ist der einzige Berg, der so hoch aufragt, dass er zuweilen in die sich senkenden Starkwindbänder der Stratosphäre hineinreicht. Diese horizontalen Starkwinde erreichen Geschwindigkeiten bis zu 500 Kilometern je Stunde und fegen den Schnee vom Berggrat so weit hinweg, wie das herkömmlich alpine Stürme niemals vermöchten. So blauend herrlich das Wetter an diesem Tag dann aber auch erschien, so wäre es doch undenkbar, den Berg an ihm besteigen zu wollen. Denn jedes Menschlein würde von dem Grat geblasen wie trockenes Laub.

*Ich blieb also bei dem Hirten stehen, immer noch nicht sicher, ob der Berg, den ich sah, tatsächlich der Everest sei. Nach einer Weile, während der mich der Hirte mit ernster Miene musterte, frug ich, auf den Gipfelweisend, indem ich bloß den tibetischen Namen für den Everest aussprach: „**Jomolungma?**“ Der Hirte aber sah nach dem Horizont, nach jenem Berg. Und begann nach ein paar Sekunden, die zu viele waren, als dass darin bloß die Prüfung der Berechtigung der gestellten Frage stattgefunden zu haben schien, langsam zu nicken und wiederholte nur, unverwandt in die Ferne blickend, in nahezu stimmlosem Raunen dreimal: „Jomolungma! ... Jomolungma! ... Jomolungma!“*

Als der Hirte seinen Blick, nach einer Weile erst, mir wieder zuwandte, entging ihm nicht, dass dem Fragenden, diesem fremden, so unbefugt in seine hohe Welt eingetretenen Gast unterdessen Tränen in den Augen standen. Da aber lachte der Hirte laut auf, ein heiseres, zahnloses Lachen, worin, man sah es sofort, nicht wenig Hohn auch für die entlarvte Rührung des Gastes lag. Der blickte nieder, beschämt darüber, bei welcher intimer Lust und Leidenschaft ihn der Mann ertappt hatte.

Da stand ich nun, übrigens - weil es der Zufall so wollte - genau an einem Jahrestag meiner Geburt, erstmals im Angesicht des Bergs Everest, den zu sehen ich so lange ersehnt hatte. Und wurde mir mehr denn je dessen gewahr, wie stark meine Lust nach Außerordentlichkeit ist, wie sehr sie mich umtreibt

und dass sie mich zu Tränen zu rühren imstande ist. Es ist dies eine kindische Lust, wenn nicht gar eine sündhafte. Und es ist eine hochfragwürdige, gar nicht vorbildliche Lust. Denn es ist in ihr auch viel Flucht und Auswegsuche. Beifall will sie nicht. Der macht ihr eher bang. Und schuldig fühlt sich diese Lust, oh sehr! Schuldig vor denen, wider die sie sündigt, vor allem vor Gefährtin und Kind. Nichts ist in ihr von der Redensart des berühmten Tischlersohns und Menschheitsrabbis, von dem da geschrieben steht, er habe ausgerufen: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?!?“ Nein, solcher Ausruf ist meiner seltsamen Lust ganz fern! Sie birgt vielmehr ein ganz anderes Gebet, gerichtet an einen ungefähren Gott. Es lautet: Lass mich noch allezeit, die mir hienieden gegeben ist, schaffen mit meinen beiden Mädchen. Denn sie sind alles, wofür es lohnt, zu leben und zu sterben.

Schlaft nun aber gut, meine beiden Mädchen! Meine Lust zum Abenteuer ist groß. Das wisst. Aber nichts ist sie gegen das Wunder unserer Dreieinigkeit.“

Und unser Erdenkloß deckt, nachdem er beide still geküsst, seine Mädchen mit weicher Tuchent und geht ab.

*

Wir lassen den Vorhang fallen, zum letzten Mal. Doch noch während er niederrauscht, sehen wir unseren Erdenkloß auf jenem hohen Berg schon klimmen und frieren und schwitzen und ringen nach Luft. Wie wild schnaufend er doch seine seltsame Lust ausbeutet! Wird er, wenn er das gesteckte Ziel erreichen sollte (worauf wir übrigens nicht hoch wetten mögen), wird er dann seinetwegen glücklich sein? Wohl kaum. Aber er wird auf seine Art glücklich *gewesen* sein.

So oder so wird es diesmal freilich fertig, sein seltsames Leidenswerk an diesem Berg. Es wird vielleicht nicht gut, aber es wird fertig. Wenn es aber fertig sein wird, werden wir vielleicht doch auch sagen können: Siehe, es wurde auch gut!



Ulrike und Katharina Bauer zugeeignet, lebensendgültig

(Anfang April 2015)